

Erinnerungen des Adolfiners Pries (1918-1927)

Rainer Weichert

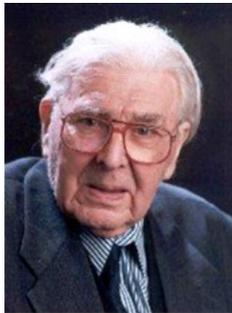
Erinnerungen des Adolfiners Hans-Heinrich Pries an seine Jahre in Moers zwischen 1918 und 1927.

„Bulli“, „Molli“ und der „Olle“

Pfarrer Hans-Heinrich Pries aus Kiel wollte im Jahr 1982 zu den Festlichkeiten zum 400-jährigen Bestehen des Gymnasiums Adolfinum anreisen. Doch gesundheitliche Gründe erlaubten es ihm nicht. Einmal in Moers, hätte er die Stadt seiner Schülerjahre von 1918 bis 1927 wiedersehen und vielleicht Mitabiturienten treffen können. Er entschuldigte sich bei Pfarrer Werkle, dem Vorsitzenden des Vereins ehemaliger Adolfiner, für sein Fernbleiben und sandte ihm die Erinnerungen an seine Moerser Zeit als unvollendete Niederschrift von 64 Schreibmaschinenseiten. Seither befand sich das Schriftstück im Archiv des Vereins. Zum Schreiben bewegt hatte den Pfarrer ein Projekt des Historischen Seminars der Universität Kiel, das eine Diskussion über die Schulzeit zwischen den Weltkriegen anregen wollte, die sich weniger auf Dokumente als auf persönliche Erlebnisse stützte. Hier genau fühlte sich Hans-Heinrich Pries angesprochen, einmal in den Schatz seiner Moerser Erinnerungen einzutauchen. Dabei ließ der rückblickend Erzählende, damals 72 Jahre alt, Episoden und Kuriositäten aus seiner Schülerzeit vor rund 60 Jahren in einer Weise aufleben,

wie man sie in dieser Authentizität noch nicht zu lesen bekommen hatte.

Distanziert und unverkrampft öffnete Pries sein Erinnerungsarchiv aus schulischen Versagensängsten, pädagogischen Fehlleistungen und Einblicken in die Typologie seiner Lehrer, erwähnte erste Liebeleien und vergaß vor allem nicht, den Einfluss lokaler Politik zwischen endendem Kaiserreich und beginnender Republik einzubeziehen. Die wechselnde Perspektive aus persönlichen und öffentlichen Erfahrungsbildern öffnete einen bisweilen tragikomischen Blick auf das gesellschaftliche Leben in der Grafschaft. Er berichtete vom Kneipen- und Vereinsleben und dem Bühnenprogramm im Hotelrestaurant „Königlicher Hof“. Mit Erschütterung musste er – auch daran erinnerte er sich – bei einem erneuten Besuch in Moers im Herbst 1945 zur Kenntnis nehmen, dass der „gelbe Ankersteinbaukasten“ des Adolfinums an der Homberger Straße und der „Königliche Hof“, von Bomben zerstört, nicht mehr existierten.



Pries verschwieg, wann genau er seine Erinnerungsbilanz zu Papier gebracht hat und wieviel Lebenserfahrung sich zwischen erlebte und nacherzählte Zeit geschoben hat. Dabei lässt der resümierende Blick aus der Gegenwart die naive Weltsicht eines damals Zwölfjährigen abgeklärter und erwachsener erschei-

nen, als es der Wahrheit entsprochen hat. Seine gymnasiale Erlebniswelt fließt ein in den Horizont historischer Ereignisse. Dafür bietet die kleine Stadt eine ideale Projektion und Plattform.

Die vorliegende Zusammenfassung von Pries' Schülerjahren folgt keinem chronologischen roten Faden. Sie versucht, thematisch gewichtet, lokaltypische Episoden und Momentaufnahmen in den Vordergrund zu rücken, für die in der Themenfülle der Zwischenkriegszeit wenig Aufmerksamkeit reserviert ist.

Glückspilz in der Sexta

Der kleine Hans-Heinrich war ein Glückspilz. Bereits mit acht Jahren, nach nur drei vorangegangenen Volksschuljahren, wurde er in die Sexta des Adolfinums aufgenommen, zwei Jahre früher als seine Mitschüler. Äußeres Zeichen war eine schwarze Schülermütze mit schwarz-weiß-rotem Rand. Die kleine Schwester Marie-Luise genoss die volle Zuwendung des militärisch strengen Vaters, der in einer Wachstube am Homberger Brückenkopf Dienst tat. „Oberlandjäger“ nannte er als seinen Beruf bei der Immatrikulation zum Studium der evangelischen Theologie an der Universität Rostock im Sommersemester 1930.

Nach einer Krankheit (Entfernung der Polypen im Krankenhaus) verlor Hans-Heinrich den Anschluss an den Unterrichtsstoff. Der Vater erteilte ihm Nachhilfe. Doch dazu musste der Junge mit dem Fahrrad erst von Neukirchen-Vluyn,

dem Wohnort der Familie, nach Moers zur Schule, dann weiter nach Homberg zur Wachstube fahren, wo er unter Aufsicht des Vaters die normalen Hausaufgaben erledigte und obendrein Vokabeln und Grammatik für den Lateinunterricht pauken musste. Dazu wurde der Büroschemel auf Höhe eines Stehpultes hochgedreht. Der Vater wick ihm keinen Augenblick von der Seite. Energisches Zureden und sanfte „Kopfnüsse“ sollten den ermüdeten Knaben munter machen: „Gelobt sei, was hart macht!“ Die besondere „Pädagogik“ des Vaters, die ebenso schmerzhaft wie zielführend war, half ihm, wieder den Anschluss an den Unterricht der Sexta zu finden.

Im November 1918, kurz nach Ende des Ersten Weltkriegs, als der Vater eine Anstellung in der Poststelle im Landratsamt in Moers erhielt, zog die Familie an die Römerstraße in der Bergarbeiterkolonie Meerbeck. Für den in Kiel geborenen Jungen mit mecklenburgischen Großeltern, den seine Mitschüler nur den „Kleinen“ nannten, wurden Moers und hier besonders die Bismarckstraße zum Lebensmittelpunkt der ersten Adolfinums-Jahre.

Als die Revolution den Kaiser vertrieben hatte, wurde nicht nur zur Weihnachtszeit auf den Straßen von Meerbeck das Spottlied der Arbeiterklasse gesungen:

*„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
der Kaiser hat in Sack gehauen.
Er kauft sich einen Henkelmann
und fängt bei Krupp als Dreher an.“*

Ausgemergelte Soldaten lagerten im Freien. Dass der Krieg verloren war, war nicht mehr wichtig. Hauptsache, man war heil aus dem Schlamassel herausgekommen. Auf dem Schulweg nach Moers kamen den Schülern auf der Bismarckstraße die einmarschierenden belgischen Besatzer entgegen. Vorneweg lief ein Trompeter. Statt sie zu grüßen, schlugen sie sich in die Büsche und amüsierten sich über den Vorbeimarsch.

Sie ließen sich auf demselben freien Feld nieder, auf dem zuvor die deutschen Soldaten Quartier bezogen hatten. Eine Kompanie belegte den Tanzsaal der Gaststätte Lohmann, andere marschierten weiter nach Asberg und Hochstraße. Die Gaststätte mit der Adresse „Bismarckstraße 31“ lag direkt an der Kreuzung Römerstraße / Bismarckstraße. An gleicher Stätte und unweit der evangelischen Kirchen befindet sich heute das Chinarestaurant „Goldene Ente“, Bismarckstraße 32. Wann hier zum ersten Mal eine Wirtschaft gestanden hat, lässt sich nicht mehr klären. Nachweisbar im Archivbestand der Gemeinde Rheinkamp ist lediglich, dass eine Witwe Johanna Peters die Konzession der Gastwirtschaft 1926 ihrem Schwiegersohn Hermann Lohmann vermacht hat.

Weihnachten 1919

Besonders erlebnisreich war das Weihnachtsfest 1919 in Meerbeck. Die Jungen verlegten ihr Spiel in den Saal von Lohmann, den die Belgier inzwischen geräumt hatten. Eine Szene war

dem Erzähler in guter Erinnerung geblieben: „Es ging um Politik. Die Kumpels erregten sich, dass bei den Wahlen nicht nur im Kreis Moers, sondern auch in der Kolonie Meerbeck die Zentrums-Partei überraschend gut abgeschnitten hatte. ‚Das liegt an die Weiber‘, hörte ich einen sagen. ‚Die tun alles, was die Pfaffen sagen. Ich weiß Bescheid. Jeden Sonntag rennt meine Frau zur Messe, und manchmal auch noch mitten in der Woche. Und wenn der Kaplan sagt: ‚Wählt Zentrum! Gott will dat! Da kannste nix machen. Meine Olle tut dat, wat der Kaplan sagt.‘“ Im Allgemeinen herrschten unter Meerbecks Dächern eine antiklerikale Stimmung und große Wut auf die Pastoren.

In der Gaststätte ging es immer hoch her. Im Saal probten tagsüber die Turner und Kunstradfahrer. „Dortmunder Union“ und „Klare“ sorgten für Stimmung beim abendlichen Tanzvergnügen, aber auch für Krach und Klopperei. Hier tat sich besonders ein Kriegsversehrter mit zwei Beinprothesen hervor, ein gutmütiger Kerl, der aggressiv wurde, wenn er getrunken hatte. Auf einem Holzbein stehend mit dem Rücken an die Wand gelehnt, schnallte er das andere Bein ab und drosch auf ein Knäuel sich prügeln-der Männer ein. „Immer feste druff!“ und „Hau den Lukas! Hau ihn tummeleut!“, schrien Hans-Heinrich und die Töchter des Wirts aus sicherer Entfernung hinter der Theke, auf der ein großes Glas mit Rollmöpsen stand.

Die Kinder wärmten sich in der Backstube von Karl Prinz auf, wo die Frauen

der Kolonie Backformen mit Kuchenteig abliefern. An Heiligabend brachte der Bäcker persönlich Spekulatius vorbei. Doch dessen Backkunst war nicht immer die reine Freude. „Das mit Bohnenmehl verlängerte Graubrot von Bäcker Prinz schmeckte abscheulich“, notierte der Junge an anderer Stelle.

Schlimmste Tracht Prügel

Hans-Heinrich hatte wenig Freude an diesem Weihnachtsfest, dazu war sein Schulzeugnis zu schlecht und die Versetzung gefährdet. Vor allem die Kopfnote, die er Lehrer Larink zu verdanken hatte, machte ihm Kummer: „Betragen nicht ohne Tadel“. Dem Vater, der das Zeugnis unterschreiben musste, mochte er es noch nicht zeigen: „Ich kriege mein Zeugnis erst nach Weihnachten“, redete er sich heraus.

Doch auch am ersten Schultag im neuen Jahr konnte Hans-Heinrich noch kein unterschriebenes Zeugnis vorweisen, sehr zum Ärgernis des Klassenlehrers Ligges. Hans-Heinrichs Angst vor dem Vater war offenbar so groß, dass er sich entschloss, am nächsten Tag gar nicht erst in der Schule zu erscheinen. Daraufhin schickte der Lehrer einen Schüler zu seinen Eltern, der sich erkundigen sollte, ob er krank sei. Hans-Heinrich erinnerte sich noch daran, an diesem Tag die schlimmste Tracht Prügel seines Lebens bezogen zu haben: „Doch tat sie nicht so weh, wie die Enttäuschung, der Kummer, die Tränen und die Sorgen, die ich meinen Eltern bereitet hatte.“

Vater wurde zum Direktor zitiert. Er kam in der Uniform eines „Hauptmanns der Reserve“, was für Direktor Prof. Heinz die Ursache für eine milde Beurteilung gewesen sein konnte. Hans-Heinrich bekam eine Gnadenfrist von zwei Monaten bis zur Versetzung in die Quarta zu Ostern 1920, die dann aber nicht mehr gefährdet war.

Donnerwetter über der Klasse

Aus dem Kriege heimgekehrte Lehrerpersönlichkeiten prägten das Leben zwischen Sexta und Oberprima. Die Schüler waren zerrissen zwischen dem Respekt vor ihren fachlichen Qualitäten und der amüsierten Beobachtung ihrer Eigenheiten und Defizite. Allen voran der neue Schulleiter, Prof. Friedrich Heinz, der sich 1919 den Quintanern vorstellte, und den Schüler Pries zu folgender Anmerkung veranlasste: „Als Hauptmann der Reserve und Bataillonsführer aus dem Krieg zurückgekehrt. Supersoldatischer Haarschnitt, Kneifer auf der Nase, sprach er uns freundlich, aber kurz, knapp und militärisch an.“

Wir standen wie zum Appell angetreten.“ Neuer „Oberlehrer“ für Latein und Griechisch wurde Leonhard Larink, ein hoch aufgeschossener, Respekt gebietender Mann in Uniform mit Waffenrock und Schirmmütze, dem die Klasse allerdings wenig Respekt erwies. Sie ärgerte ihn, wo sie konnte. An einen normalen Unterricht war nicht zu denken. Larink bekam kein Bein auf die Erde. Vor allem machte er einen Fehler: Er ließ sich ärgern.

Zunächst nannte ihn die Klasse den „langen Leo“ oder den „langen Albert“, später nur noch „Bulli“, ein Spitzname, der ihm in ganz Moers hinterhergerufen wurde. Hans-Heinrich, der Jüngste und meist auch Alberkste in der Klasse, kicherte oft und beteiligte sich an den meisten „Störaktionen“, so zum Beispiel, als die Klasse geschlossen ins Kino an der Homberger Straße ging, um den dramatischen Nibelungen-Stummfilm von Fritz Lang zu erleben, den sie dann mit eigenen Tönen untermalte.

Die Lehrer-Schüler-Konfrontation eskalierte und nahm indes die Züge eines Klassenkampfes an, oder wie Hans-Heinrich über „Bulli“ schreibt: „Gerade bei seiner äußerlich imponierenden Gestalt wirkte seine pädagogische Unbeholfenheit auf uns Schüler um so aufreizender, mit ihm Unfug zu treiben. Schon wenn er morgens gravitatisch und sich räuspernd ins Klassenzimmer trat und versuchte, mit einem freundlichen ‚Guten Morgen, liebe Kinder‘ uns gnädig zu stimmen, wurde er mit großem Hallo und vollem Gesang begrüßt:

*„Siehste woll, da kimmt er.
Große Schritte nimmt er!“*

„Direx“ griff ein

Als einer ihn dann provozierend mit „Guten Morgen, Herr Studienrat begrüßte, geriet „Bulli“ völlig aus der Fassung. Er vergaß, die Untertertianer zum Sitzen aufzufordern, stürmte durch den Mittelgang und hieb mehrfach mit den Worten „Was habe ich denn getan?“ auf den

lauthals Protestierenden ein. Die Klasse johlte dazu, als wohnte sie einem einseitig gewordenen Boxkampf bei. Dann ergriff „Bulli“ einen weiteren Schüler und traktierte ihn auf ähnliche Weise. Die Prozedur setzte sich fort und verursachte so gewaltigen Lärm, dass der Direktor herbeieilte, die Türe aufriss und die Schüler mit der Kommandostimme des Reserveoffiziers und Kompaniechefs zur Ordnung rief: „Aufstehn! – Setzen! – Aufstehn! – Setzen! – Aufstehn! – Stehenbleiben!“

Dann erging ein Donnerwetter über die Klasse, das stillschweigend hingenommen wurde, aber zu keiner Besserung des Verhaltens führte. Fortan ließ „Bulli“ während des Unterrichts die Türe offenstehen, damit der „Direx“ den Lärm früher vernehmen und eingreifen konnte. Was aber zur Folge hatte, dass Musiklehrer Ligges' Gesangsstunden umso lauter aus der nahen Aula herüberschallten und ein Echo in der Lateinklasse verursachten.

Rückblickend auf die Lärm-, Sing- und Prügelstunden bei „Bulli“, suchte Hans-Heinrich nach einer Entschuldigung: „Ich denke heute oft, welche Qualen er jeden Morgen auf dem Weg zur Schule ausgestanden haben mag!“

Heute tut er mir leid, zumal er nicht nur ein intelligenter, sondern auch ein gutmütiger Mann war. Damals aber als Untertertianer tat er uns gar nicht leid. Wir wetteiferten, wer den größten Beitrag zu dem Unfug leistete.“

„Es wird fortgesoffen“

Kaisers Geburtstag am 27. Januar war ein Feiertag, der die Herzen der deutsch-nationalen Lehrer besonders erwärmte und im Falle des kaisertreuen Lateinlehrers Prof. Seifart, der nur der „Olle“ genannt wurde, zu erhöhtem Alkoholkonsum veranlasste. Der „Olle“ gab sich selbst an diesem Tag schulfrei und betrank sich. Direktor Heinz holte ihn am Morgen aus der Kneipe und trieb ihn zornesrot ans Lehrerpult. „Es war totenstill im Raum. Uns war nicht zum Lachen zumute. Wir waren zutiefst erschrocken. Wir mochten den ‚Ollen‘ doch so gern. Er war eine so ehrliche Haut und half uns mit seinem Humor auch über schlechte Noten hinweg.“ Gleich mehrfach forderte der ange-trunkene, aber scheinbar unterrichtsfähige „Olle“ die Übersetzung von Stück 11, Satz 11, aus dem Latein-Übungsbuch ein, die der Lateinprimus bereits korrekt erbracht hatte. Die verduztten Schüler hatten keine Klärung dafür. Eine solche aber erhielt Hans-Heinrich Jahre später, als er zu Beginn seines Studiums in Bonn an einem Burschenschaftskommers teilnahm. „In jedem studentischen ‚Bierkomment‘, so unterschiedlich man es auch sonst bei Korporationen hielt, stand als § 11: Es wird fortgesoffen“, so notierte er in seinen Erinnerungen, in denen er auch eine private Nebenbeschäftigung des „Ollen“ preisgab: „Er betrieb eine eigene Hühnerzucht und war im Vorstand des Geflügelzuchtvereins.“

Und dann gab es noch den Erdkunde-lehrer Krahe, der aufgrund seiner rund-

lichen Figur nur „Molli“ genannt wurde. Eigentlich wollten ihn die Schüler „Rollmops“ nennen, was ihnen aber zu respektlos erschien, denn sie hatten große Achtung vor ihm, dem neuen Klassenlehrer in der Obertertia. Bei ihm strengte sich Hans-Heinrich besonders an, weil er ihm gute Noten verdankte und er seinen freundlichen Umgangston mochte, weswegen er „Molli“ bald zu seinem Lieblingslehrer erklärte.

„RUDI Gebühr: 10 Pfg.“

Rudolf Gebühr, der Name seines Mathematiklehrers, hat sich ihm besonders eingepägt. Weil er ein Verwandter des Schauspielers Otto Gebühr war, der den „Alten Fritz“ in vielen UFA-Filmen verkörperte, weil er Freude an der Mathematik vermittelte, vor allem aber, weil er sich für einen besonderen Witz eignete: An den öffentlichen Bedürfnisanstalten der Stadt hatten die Schüler dem eingravierten Nutzungsentgelt den Namen „Rudi“ vorangestellt. Noch Jahre später war an der Türe einer solchen Einrichtung am Königlichen Hof zu lesen. „RUDI Gebühr: 10 Pfg.“

In dem Krisenjahr 1923 wurde die Weimarer Republik durch Inflation, Aufstände, politische Morde, Putschversuche und die Besetzung der Ruhr unter Mitwirkung französischer und belgischer Besatzungstruppen stark erschüttert. Separatistische, teilweise miteinander rivalisierende Bewegungen schwächten die Region noch mehr. Die Folgen bekamen die gesamten Rheinlande und die Graf-

schaft Moers zu spüren und wirkten sich auch auf die Lebenswelt des 13-jährigen Untersekundaners aus. Als die durchziehenden Franzosen das Adolfinum belegten, gab es zwei Tage schulfrei. Nachmittags marschierten die französischen Soldaten dann über die Römerstraße in Meerbeck. „Überhaupt die Franzosen“, so erinnert sich der Schüler sehr genau, „die sind viel schlimmer und giftiger als die Belgier, weil Trikolore und Offiziere unbedingt begrüßt werden mussten, worauf verschärft geachtet wurde. Eines Tages beobachtete ich den kleinen, zwergenhaften ‚Fränzchen‘ Underberg aus Rheinberg. Er war Primaner. Als er vor mir durch das Schultor auf den Bürgersteig gehen wollte, behinderte er ungewollt einen Offizier. Fränzchen bekam einen Schubs und einen Fußtritt, so dass er mitten auf die Straße flog und beinahe überfahren worden wäre.“

Verteidigung des Landratsamtes

In Düsseldorf waren die Separatisten, die schon die Stadt eingenommen hatten, schnell wieder vertrieben worden. Es hatte Gefangene gegeben, darunter auch französische Soldaten und Unteroffiziere in Zivil, die die Separatisten unterstützten. Dem Vater gelang es, nationale Emotionen in seinem Sohn wachzurufen und ihn zur „politischen Aktivität“ anzustiften.

Als die Kunde kam, dass Krefeld bereits in den Händen der Separatisten befände, schien auch Moers in Gefahr zu sein. „Wir müssen die Stadt verteidigen! Öffentliche Gebäude verbarrikadieren!

Vor allem das Landratsamt! Ihr Schüler könnt helfen!“ lautete das Gebot der Stunde und der Marschbefehl an die Gendarmerie. Dazu gab es natürlich schulfrei. Allerdings blieb der Ansturm der Separatisten blieb, und auch Krefeld wurde wieder frei.



Pastor Pries spricht 1969 zu streikenden Arbeitern der Howaldtswerft.

Doch es gab es weitere Möglichkeiten für jugendliche Aktivitäten. Jede Woche fuhr der Vater mit dem Fahrrad nach Krefeld, Gehälter abholen für die „Kameraden“ der Gendarmerie, aber auch für zivile Beamte, wie Lehrer und für Pensionäre. „Hole einige Jungen zusammen. Wir müssen einen Schnelldienst einrichten und das Geld heute noch austragen. Morgen ist es zu spät.“

Gerne kamen die Schüler dem Wunsch des Vaters nach, der mittags per Rad aus Krefeld kam. Aus einem großen Sack holte er 10.000 Mark in Scheinen, später waren es Millionen und sogar Billionen. Ein Sack reichte nicht mehr.

Später wurde ein Sack auf den Gepäckträger, ein anderer über die Lenkstange gelegt. Zu Hause wurde das Geld

schnell verteilt. Jeder der Jungen bekam eine Liste, dann ging es los mit dem Fahrrad. Einer der ersten „Kunden“ war ein guter Bekannter.

„Ich erinnere mich an einen Nachmittag in Scherpenberg“, so Hans-Heinrich. „Ich klingelte bei Hugo Ligges, meinem Klassenlehrer in Sexta und Quinta. Er war ein guter Lehrer. Bei ihm habe ich viele schöne Lieder gesungen und sing-, atem- und sprechtechnisch vieles gelernt. Ich klingelte ein zweites Mal, nichts rührte sich. Herr Ligges war wohl auf Tournee gewesen mit seinem Freund Abelmann, einem Tenor, den er auf dem Flügel begleitete. Schließlich öffnete sich die Türe. Mein alter Lehrer stand vor mir, im Bademantel, mit wirrem Haar und verschlafenem Gesicht. Er hatte wohl die Nacht ‚durchgemacht‘. Er sprach heiser: ‚Geld? Das ist gut. Kannst du mir nicht schnell Zigaretten besorgen?‘ Ich bekam einen großen Schreck, meinen geschätzten Lehrer, in diesem Zustand wiederzusehen. Ich entschuldigte mich: ‚Tut mir leid, Herr Ligges, ich muss schnell weiter. Ich habe noch zehn Namen auf meiner Liste. Die brauchen das Geld alle dringend..“

„Ich verstehe die Welt nicht mehr“

In Moers öffnete dann der greise Herr Leckebusch mit zitternder Hand die Türe. Als ich ihm die Millionen vorzählte, fing er an zu weinen: ‚Mir will das nicht in den Kopf. Ich verstehe die Welt nicht mehr.‘ Er bekam einen Schwächeanfall. Seine Frau kam hinzu. Wir legten ihn aufs Sofa, da seine Beine den Dienst versagten. Frau

Leckebusch bat: ‚Kannst Du nicht schnell noch etwas einkaufen für uns? Ich schaffe das jetzt nicht mehr in der Zeit.‘ Dem konnte ich mich nicht mehr versagen. Dabei fiel mir wieder Hugo Ligges ein. Ich fuhr zurück nach Scherpenberg und klingelte. Niemand öffnete ...“

Je mehr das Krisenjahr 1923 dem Ende entgegen ging, desto mehr festigten sich die Verhältnisse. Der Separatismus war abgewehrt. Da die Familie kein Vermögen besaß, konnte sie wie viele andere durch die Inflation auch nicht um ihre Ersparnisse gebracht werden. Das Geldverteilen blieb noch eine Weile ein Nachklang der Inflation. Das brachte jetzt für Hans-Heinrich den Vorteil, dass er nunmehr von den Empfängern eine freiwillig gezahlte Zustellgebühr von je 20 bis 50 Pfennig im Monat erhielt. Das erste Taschengeld seines Lebens betrug bis zu fünf Mark im Monat. Der 13-jährige fühlte sich wie ein kleiner Krösus.

Aufgabenhilfe für einen jüdischen Klassenkameraden

Hans-Heinrichs mathematische Begabung war so ausgeprägt, dass er später ein naturwissenschaftliches Studium begann. Zweimal wöchentlich gab er Max Berkley, einem jüdischen Mitschüler, der neben den Graftschafter Lichtspielen im „Haus Oranien“ an der Homberger Straße 18 (heute: Kaufhaus Woolworth) wohnte, Hausaufgabenhilfe. An die ungewöhnliche Zimmerausstattung von Max erinnert sich Hans-Heinrich noch recht genau. In seiner rückblickenden

Einschätzung war das Zimmer so groß wie die gesamte Wohnung seiner Eltern am Treibweg in Hochstraß, wohin die Familie mittlerweile gezogen war. Er beschrieb, was er sah und fühlte: „Aber nicht nur der Raum überschritt meine engen ‚kleinbürgerlichen‘ Vorstellungen. Stauend sah ich auf zwei gewaltige dunkel lederne Klubsessel in der Ecke und den Rauchtisch davor mit der runden, schweren, dunkelgemusterten Marmorplatte. Ich sah verlegen zu, wie Max nach einem messing-gehämmerten Kästchen griff und - ‚Du rauchst wohl noch nicht‘ – sich mit weltmännischer Geste eine Zigarette anzündete, den Rauch tief einatmete und durch die Nase wieder entließ, ehe er mich aufforderte, an den klotzigen mit Ornamenten verzierten Schreibtisch neben ihm Platz zu nehmen. (...) Und während er sich bemühte, die Kurven auf das Millimeterpapier zu

zeichnen, blieb mir zwischendurch Zeit, meine Augen und meine Gedanken an dem großen Bild über dem Schreibtisch haften zu lassen: eine fast lebensgroße Wiedergabe einer jungen Frau, nur mit grünem Höschchen bekleidet, mit übereinandergeschlagenen Beinen und über der entblößten Brust gekreuzten Armen.

Dass er so etwas in seinem Zimmer haben durfte, dachte ich, und meinte etwas von dem ‚Duft der großen, weiten Welt‘ zu verspüren. – War das etwa ein Stück der Liberalität, die der jüdische Großkaufmann Philipp Berkley aus der Weltstadt Amsterdam in die bürgerlich moralische Enge unserer idyllischen Kleinstadt eingebracht hatte? Unserer gemeinsamen mathematischen Bemühungen hatten Erfolg. Max Berkley schaffte die Versetzung in die Unterprima.“



Stolpersteine der Familie Berkley vor dem Haus Homberger Straße 18 in Moers. Foto Weichert

Bis zum Abitur gab es keinerlei ernst-hafte Anzeichen dafür, dass die jüdischen Mitschüler außerhalb der Klassenkameradschaft standen. Ein amüsanter Bericht erzählt von einem mehrtätigen Ausflug in die Eifel. Die Lehrer waren guter Dinge, sie saßen beim Dämmerstopp auf Burg Nideggen und sangen volkstümliche Lieder. Tags darauf zogen die Unterprimaner unter Klampfen von Landknechtsliedern durch das Dorf und begegneten einem ebenfalls singenden Mädchenpensionat unter Aufsicht einer Gouvernante, die jegliche Kontaktaufnahme unterband und die Mädchen sofort in ihre Unterkunft wies. Die Schüler folgten – „gar nicht errötend ihren Spuren“ - und die Sangeskräftigsten begannen, ein Ständchen zu singen:

*„Mädel, du Augenweide,
Hör an mein Lied so hell!
Ein Landsknecht unterm Fenster
Wil sein ein gut Gesell.
Dong, dong, dong,
Diri, diridong, diridong ...“*

„Max, genannt Philipp, Berkley, ebenso wie Ernst Heumann, Jude in unserer Klasse, kannte zwar den Text nicht, sang aber das ‚Diridong‘ so kräftig mit, dass ihm der Kamm schwoll. Übermütig warf er einen kleinen Stein an das Schlafzimmerfenster eines niedlichen Pensionatsmädels. Oh weh! Die Scheibe zerbrach, und wir tapferen Landsknechte ergriffen schleunigst die Flucht. 14 Tage später trat der Direktor mit der Rechnung für die zerbrochene Scheibe ins Klassenzimmer. Auf die Frage: ‚Wer war es?‘ meldete sich Max Berkley. Es war selbstverständlich, dass die Klasse sich an den Kosten beteiligte.“

Im Untergrund in den Niederlanden

Philipp Berkley wurde am 8. Juni 1875 in Schonhofen in den Niederlanden geboren, wohin seine Vorfahren aus Schottland eingewandert waren. Mit seiner Frau Johanna zog er zunächst nach Homberg-Hochheide und um 1918 nach Moers in das „Haus Oranien“. Gemeinsam mit seinem Schwiegervater Max Windmüller und seinem Schwager Albert Windmüller arbeitete er als Kaufmann im familieneigenen Unternehmen. Die Familie verließ Moers 1934 und floh 1939 in die Niederlande. Dort wurden die Eltern am 20. Juni 1943 in dem Sammellager Westerbork interniert, am 25. Februar 1944 nach Theresienstadt deportiert und am 28. Oktober 1944 in Auschwitz ermordet. Sohn Max und sein Bruder Kurt überlebten in den Niederlanden im



Initialen von Johanna Berkley, geb. Windmüller an der Fassade von Haus Oranien (über dem heutigen Kaufhaus Woolworth). Foto Weichert

Untergrund. Zwei Stolpersteine an der Homberger Straße erinnern heute an das Schicksal der Familie. Die verschnörkelten Initialen „JW“ an der Fassade weisen auf den Namen Johanna Windmüller hin und lassen vermuten, dass die Berkleys in der zweiten Etage des repräsentativen Hauses gewohnt haben.

Gemäß den Unterlagen des Adolfinums machte Max Berkley sein Abitur erst Ostern 1928, ein Jahr später also als die Klasse von Pries. Er gab „*can. med.*“ als Studienwunsch an, Bruder Karl, Abiturjahrgang 1929, wollte Jurist werden.

Fussball in Moers und Meerbeck

Sport und Fußball waren wichtig. Besonders gern schauten die Jungs dem Meerbecker Spielverein zu und begleiteten ihn zu Fuß bis zu zehn Kilometern bei seinen Auswärtsspielen in Scherpenberg, Hochheide oder Friemersheim. Größte Konkurrenten waren die Lintforter. Sie selbst spielten barfuß auf der Römerstraße und besaßen nicht mehr als einen Ball aus Stofflumpen, Wollresten. Dazu ein Kommentar von Karl Prinz: „Der ist ein bisken eirig, geht aber nicht besser.“ Fußballtore waren Eisentore beiderseits der Straße, auf der kaum Verkehr herrschte. Gelegentlich kam ein langsam fahrendes Pferdefuhrwerk vorbei, ganz selten ein Lastwagen auf Vollgummireifen.

Mit dem Umzug nach Hochstraß verlagerte sich das Fußballinteresse von Meerbeck nach Moers. Fortan stand die

A-Jugend des Grafschafter Spielvereins (GSV) im Interesse. Die Schwarz-gelb-gestreiften Spieler waren eine gute, eine bessere Mannschaft als der Meerbecker Spielverein, doch eine Meistermannschaft der Niederrhein-A-Klasse waren sie nie. Mit dem Torwart Karl Heger verbinden sich die meisten Erinnerungen mit dem GSV, weil sein Vater eine stadtbekanntere Persönlichkeit war, Kaufmann, Abgeordneter des Zentrums und später der Wirtschaftspartei. Er ging immer „jugendbewegt und mit Schillerkragen über die Steinstraße, die auch wir Primaner in den späten Nachmittagsstunden auf- und abbummelten.“

Eines Tages verkündete er laut, so dass es zu uns auf die andere Straßenseite herüberschallte: „Uss Karl, uss Karl, dat is 'ne Torwart. Der wirft sich mitten in de Patsch!“ Auf der Spielwiese hinter dem Schlosspark, so erinnert sich Hans-Heinrich, soll ein Gedenkstein des GSV für die Gefallenen des Krieges gestanden haben, unter den vielen Namen war auch der von Karl Heger. Hans-Heinrich, der sich auch selbst gerne in die Patsche geworfen hätte, schaffte es nie, einen Platz in der A-Jugend zu bekommen.

Seine Sportkarriere scheiterte am entschiedenen Widerstand seines Vaters. Als er einmal ein schwarz-gelbes Fussballdress getragen hat, kam sein Vater schnell dahinter: „Das kannst du dir nicht leisten. Denk an die Schule! Ein Jahr vor dem Abitur! Immer unterwegs. Was das kostet. Mitgliedsbeitrag. Sporttrikot, Fußballschuhe ...“

Moerser Bühnen

1927 schien für Moers ein besonders kulturträchtiges Jahr gewesen zu sein. Ein Auftritt dabei dürfte besonders nach dem Geschmack von Hans-Heinrich gewesen sein, weil er bei einem Weihnachtsbesuch in Mecklenburg 1921 Gelegenheit hatte, sich mit dem Werk des niederdeutschen Dichters Fritz Reuter (1810-1874) anzufreunden. „Dörchläuchting“, eine Humoreske auf den Herzog Adolf Friedrich IV, hatte er auf der Rückreise mit der Bahn gleich zweimal gelesen. Als der prominente Rezitator Ludwig Sternberg (1857-1935) mit einem Fritz-Reuter-Abend 1926 im großen Saal des „Königlichen Hofes“ gastierte, war seine Freude riesengroß. Sternberg verstand es meisterhaft, den Reuter'schen Sprachwitz in seinem gemütvollen, breitsingenden mecklenburgischen Dialekt durchklingen zu lassen. Hans-Heinrichs Verehrung für Fritz Reuter war derart ausgeprägt, dass er ihn sogar im mündlichen Deutsch-Abitur in Platt parodieren wollte, aber er wurde gar nicht geprüft. Stattdessen wurde im schriftlichen Abitur ein Thema aus Goethes „Torquato Tasso“ abverlangt.

Ein Musikzug ehemaliger Afrika-Kämpfer in Lettow-Vorbeck'scher Uniform bog hoch zu Ross unter Fanfarenstößen vom Königlichen Hof in die Homberger Straße ein. An der Spitze ritt ein Farbiger aus Deutsch-Ostafrika mit schwarz-weiss-roter Schärpe, der enthusiastisch auf die Kesselpauke trommelte. Auf dem Stadtgraben paradierten in einem Kahn mit aufrecht gestellten

Rudern junge Gymnasiasten in Marineanzügen. „Seeteufel“ Graf von Luckner (1881-1966), bekannter Kriegsheld, Draufgänger, Schriftsteller und Unterhaltungskünstler, kam 1926 ins evangelische Vereinshaus. Sein temperamentvoller Vortrag riss Hans-Heinrichs Vater vom Stuhl. Gleich zweimal erhielt er ein Postkartenbild mit Autogramm des „Seeteufels“ und zusätzlicher Aufschrift: „Pries, holl fast“ und „Pries, kiek in de Sünn“.

Das Krefelder Stadttheater gastierte im Wirtshaussaal an der Stadtgrabenbrücke an der Neustraße mit dem Drama „Prinz von Homburg“, eine mahnende Erinnerung an Preußens Aufstieg und preußische Pflichterfüllung. Darüber hinaus gab es im Theater Duisburg für die Obersekundaner Schülervorstellungen, wie der „Zar und Zimmermann“, „Freischütz“ oder „Fidelio“. Die gut gelaunten und sangesfrohen Schüler fuhren per Bahn über Rheinhausen nach Hause und hatten während der Fahrt gute Gelegenheit, mit den ebenfalls rückreisenden Mädchen vom Lyzeum anzubändeln.

Doch nicht nur im Singen, auch im Tanzen versuchte sich Hans-Heinrich. Lisbeth Weiß aus Meerbeck, eine Rodelfreundschaft vom Galgenberg, einer Nachbarstraße, lockte ihn in einen Tanzkurs, der ihn nicht glücklich werden ließ: Er war zu jung, zu klein und trug einen unpassenden Anzug. Er kam mit den Bewegungen nicht zurecht und war Lisbeth gegenüber, die zudem katholisch war, sehr verklemmt.

Briefmarken und Belgier

Hans-Heinrichs Vater war leidenschaftlicher Briefmarkensammler mit besonderem Interesse an Marken aus den „deutschen Kolonien“, aus Kamerun, Deutsch-Ostafrika, Togo, Deutsch-Südwest. „Du solltest auch Briefmarken sammeln. Dabei lernt man Erdkunde und Geschichte“, meinte er einmal zu seinem Sohn, der 1920 die Quinta des Adolfinums besuchte. Er war preußischer Gendarm und galt als schreib- und schriftgewandt, weswegen er mit Büro- und Verwaltungsaufgaben für die Gendarmerie im Landratsamt betraut wurde. In der dortigen Registratur verteilte er die eingehende Briefpost. Die nicht mehr benötigten, frankierten Umschläge behielt er ein, um sie zum Quell eines einträglichen und längerfristigen Nebenerwerbs werden zu lassen. „Bitte nicht wegwerfen! Die kann ich alle gebrauchen“, ließ er an die Kollegen vermelden.

Vom Dienst brachte er täglich eine Tasche, prall gefüllt mit Briefumschlägen nach Hause. Noch am Abend löste er die Marken ab, wusch sie und legte sie zwischen Löschpapier. Die über Nacht getrockneten Briefmarken wurden nach Werten und Farben sortiert, seltener Werte wurden beiseitegelegt. Die gebräuchlichen 5- und 10-Pfg-Marken wurden zu jeweils 100 Stück gebündelt und in eine Zigarrenkiste verpackt. Jedes Vierteljahr ging dann ein Paket einfacher deutscher Gebrauchsmarken in die Schweiz als „Eintauschware“ im Austausch gegen internationale Angebote dortiger Briefmarkenhändler.

„Ehemalige deutsche Kolonien“

Acht Tage später kam dann ein gewichtiges Paket mit buntgemischten Briefmarken aus aller Welt, die nach Ländern, Werten und Farben sortiert wurden. Aus den noch brauchbaren Umschlägen schnitt und falzte er quadratische Couverts, legte die Marken hinein und beschriftete sie etwa mit „10 verschiedene Australien 50 Pfg“, „100 Briefmarken, alle verschieden 70 Pfg“ oder „10 verschiedene Übersee 1,00 Mark“. An seinem freien Nachmittag fuhr der Vater dann mit dem Fahrrad zu Papier- und Zigarrengeschäften in Homberg, Rheinhausen, Orsoy oder Krefeld. Pro Geschäft kamen auf diese Weise drei bis vier Mark Reingewinn zusammen, was rund 100 Mark pro Monat ausmachte, die zum größten Teil in die Haushaltskasse der Mutter einfließen. Vater erweiterte den Briefmarkenhandel sogar bis in das Ruhrgebiet. Während er dann mit dem Rad nach Essen fuhr, klapperte der Sohn Hans-Heinrich die Geschäfte in Moers und Umgebung ab. Erinnerunglich geblieben ist ihm ein Besuch in Krefeld, wo er 20 Mark eingenommen hatte. Auf der Rückfahrt in der Straßenbahn wurde er von zwei belgischen Damen angesprochen, deren Gegenwart den Zehnjährigen derart verlegen machte, dass er in seinen Briefmarken zu nesteln begann. „Ah, Briefmarken?“ sprach ihn eine der Damen an. „Mag U tauschen?“ fragte sie und lud ihn für den nächsten Sonntag in ihre Wohnung in Bahnhofsnähe ein. Dort könne er mit ihrem Mann, einem belgischen Offizier, Briefmarken tauschen. Er selbst tauschte

nicht, sondern nur der Vater, stotterte der Kleine. Als preußischer Gendarm fühlte sich dieser zwar von dem Angebot geschmeichelt, doch die Privatwohnung eines belgischen Offiziers der Besatzungstruppe betreten, das wollte er nicht, auch wenn – nach allgemeiner Ansicht – die belgischen Soldaten als korrekt und freundlich galten.

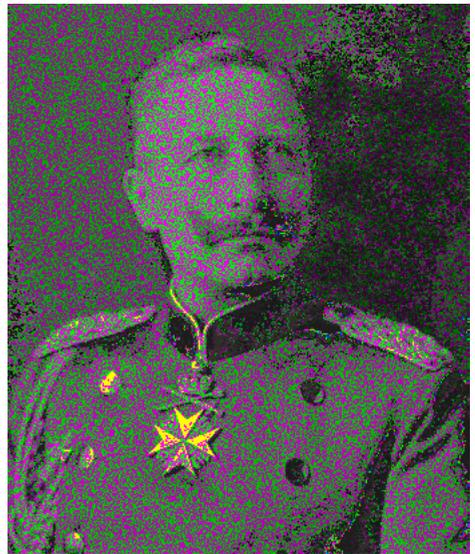
Also schickte er den Sohn, um den Handel im Hause der Belgier zu eröffnen. Erstes Ergebnis: ein Tauschheft „Ehemalige deutsche Kolonien“ gegen ein Tauschheft mit alten belgischen, französischen und niederländischen Marken. An Einzelheiten konnte sich der Knabe nicht mehr erinnern, nur noch an das für die gesamte Familie überraschende Resultat: Am Abend des Weihnachtstages fuhr ein belgisches Militärfahrzeug zur Wohnung der Familie an der Römerstraße, wo der Fahrer ein Päckchen abgab „Von Madame und Monsieur le Capitaine“. Inhalt: Parfüm und Seife für die Mutter, Zigaretten für den Vater, ein Drehbleistift mit bunten Stiften für den Sohn, ein Spielzeug für die kleine Schwester, dazu Milkschokolade und Pralinen für alle. Daraufhin entspann sich ein regelmäßiger Briefmarkentausch - allerdings ohne weitere persönliche Kontakte -, der alle Vorbehalte gegenüber den belgischen Besatzern dahinschmelzen ließ.

Des Kaisers Bart

Eine amüsante Episode für den lokalen Zeitgeist zum Jahreswechsel 1925/26 soll die Erinnerungen abrunden:

Hans-Heinrichs Familie fühlte sich wohl in Hochstraß. Die Eltern waren dem Kirchenchor beigetreten, der seine Übungsabende im kleinen Gastzimmer des Lokals Kampmann abhielt, wo es nach Probenende zumeist recht gemütlich wurde. Vorsängerin Bella Rütters gab den dazu den Ton in bestem Kumpeldeutsch an:

*„Junge, Junge, ha'm wir aber gutt!
Brauch'n nix Mütze,
brauchen auch nix Hutt!
Brauchen nix frieren,
brauchen nix schwitzen,
können gutt bei Kampmann sitzen,
Junge, Junge, ha'm wir aber gutt!“*



Der vorbildliche Bart von Kaiser Wilhelm II.
Foto Wikimedia

Hans-Heinrichs Vater war auch sechs Jahre nach Kriegsende noch streng kaisertreu. Sein ganzer Stolz war ein „Hochhinaus-Bart“ im Stile Kaiser Wilhelms II.

Einen ebensolchen trug auch Generalfeldmarschall von Hindenburg, der erste Präsident der deutschen Republik. Warum sich also davon trennen? Gute Bekannte versuchten ihn zu überzeugen, dass sein Bart nicht mehr in die Zeit passe und er dies nicht öffentlich dokumentieren müsse. Zudem brauche der Bart unnötige Pflege wie etwa eine Bartbinde. Das alles sei wirklich überholt. Eigentlich stünde ihm ein Spitzbart ohne aufragenden Schnurrbart viel besser stünde.

Da der Vater nicht zu überreden war, musste zu einer List gegriffen werden. Frau Kohlstadt (vermutlich die Gastwirtin) holte aus ihrer Handtasche eine Schere, näherte sich von hinten an, umarmte den Vater, schnitt ihm dabei den linken Teil des Bartes ab und zog sich schnell wieder zurück.

Alle fürchteten einen Zornesausbruch über den halbierten kaiserlichen Bart. Doch nichts dergleichen geschah. Vater beugte sich in den Spiegel und lachte laut, und der versammelte Chor tat es ihm nach. Er nahm es mit Humor und behauptete, der nunmehr halbe Bart sei der beste Ausdruck seiner Zerrissenheit zwischen Monarchie und Republik, zwischen Tradition und Fortschritt. Doch noch machte er keinerlei Anstalten, sich auch davon zu trennen. Schließlich, nach durchzechter Nacht, opferte er die andere Hälfte. Was er bis zu seinem Lebensende pflegte, war ein Spitzbart als mittlerer Rest der einst stolzen Mannestracht. Die Kinder konnten sich nie daran gewöhnen.

Das Abitur machte Hans-Heinrich Pries mit 16 Jahren. „Das Reifezeugnis hatte ich in der Tasche. Reif war ich sicher noch nicht“, so beschließt er selbstkritisch den Rückblick auf seine Jahre in Moers.

Gemeinsam mit Hans-Heinrich Pries legten folgende 14 Schüler zu Ostern 1927 das Abitur ab (in Klammern der Studienwunsch bzw. der später ausgeübte Beruf): Wilhelm Bayer (stud. theol.), Heinz Berns (Dipl. Landwirt), Otto Berns (cand. med.), Paul Busse (cand. phil.), Ernst Heumann (Gerichtsreferendar), Johannes Himmelsbach (Vikar). Paul Koster (cand. med. vet.), Walter Löhr (Gerichtsreferendar, Dr.), Johannes Nitsch (cand. med.), Hugo Portebaum (cand. med. et rer. pol.), Walter Schlangefeld (cand. phil.), Erich Stein (cand. phil.), Erich-Martin Strombach (cand. rer. mont.) und Ludwig Thugut (Verw.-Beamter).

Biographie:

Die Familie von Hans-Heinrich Pries stammte aus Mecklenburg. Als Sohn eines Oberlandjägers wurde er 1910 in Kiel geboren, wo er 1996 starb. Von 1918 bis 1927 besuchte er das Gymnasium Adolfinum, wo er mit 16 Jahren das Abitur ablegte. Als Werksstudent auf einer Zeche begann er in Bonn mit naturwissenschaftlichen Studien. Die Begegnung mit dem Bergarbeitermilieu und ein Grubenunglück brachten ihn mit ungelösten sozialen Fragen in Berührung. 1930 nahm er in Bonn das Studium der evangelischen Theologie auf, das er 1932 in Rostock fortsetzte und mit der zweiten theologischen Prüfung 1935 abschloss. In der mecklenburgischen Heimat sei-

ner Eltern arbeitete er zunächst in der Pfarrverwaltung, wurde dann Hilfspfarrer und ab 1937 Pastor und Probst in der Gemeinde Sanitz. 1947 kam er nach Schleswig in die Gemeinden von Haddeby und Schuby. 1959 wurde er Gemeindepastor in Kiel-Ellerbek, wo er 1974 emeritiert wurde. Der kirchlichen Sozialarbeit hat er sich eng verbunden gefühlt, was ihm den Beinamen „Sozialpastor“ einge-

bracht hat. Bleibende Prägung erfuhr er durch den Theologen Friedrich Brunstädt, den Begründer eines gesellschafts-diakonischen Ansatzes kirchlicher Sozialarbeit. Bekanntgeworden ist Hans-Heinrich Pries 1969 für sein Engagement beim „Hungermarsch“ von rund 7.300 Werftarbeitern der Howaldtswerke, wo er von einer kleinen Tribüne aus, vermutlich einem LKW, vor den Arbeitern gesprochen hat.

Zu diesem Text angeregt hat mich Hartmut Hohmann, der am 3.11.2019 verstorbene Vorsitzende des „Vereins ehemaliger Adolfiner“.

Wer in diesem Zusammenhang fragen sollte: Die Feuerzangenbowle wurde 1933 geschrieben und 1944 verfilmt. Roman- und Drehbuchautor: Heinrich Spoerl (1887-1955).

